

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 15 (1911)

Artikel: Dramatische Rundschau XI.

Autor: E.A.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eitsbegriffe usf. In Neu-York ist nun seit einigen Jahren die obligatorische Anzeigepflicht bei Tuberkulose-Erkrankung eingeführt, und es wurden im Jahr 1909 45,000 Tuberkulose-Fälle notifiziert, davon 28,000 Neu-Erkrankungen. Daneben besteht eine strikte Handhabung der Desinfektion, 1894 wurden im ganzen 500 Desinfektionen ausgeführt, 1909 an 40,000. Die Desinfektion hat sich so eingelebt, daß sich in letzter Zeit — im Gegensatz zur früheren zwangswise Ausführung — die Leute freiwillig dazu melden. Es besteht ein großes Fürsorgewerk, etwa 170,000 Krankenschwestern sind nur für tuberkulöse Erkrankungen in Funktion und stehen mit den Fürsorgestellen in Verbindung, deren es jetzt 32 in der Stadt gibt. Die praktischen Amerikaner errichten solche Fürsorgestellen überall, auf Ferry-Booten (den großen Fähren im Hafen Neu-Yorks), in einfachen Baracken, in öffentlichen Anlagen ic. u. s. Isolierung kann zwangswise durchgeführt werden, kurz, es ist ein bewundernswertes Beispiel, das uns da auf der andern Seite des großen Wassers in dieser Beziehung geboten wird.

Aber auch in Europa hat in den letzten Jahren ein großartiger Feldzug begonnen. Ich erinnere nur an die mächtige Heilstättenbewegung, die namentlich Deutschland, von Ernst von Leyden ins Leben gerufen, inszeniert hat und bewundernswert durchgeführt. In Österreich war es v. Schröter, der den Anstoß dazu gab, und in der Schweiz der Gründer der Ferienkolonien, Pfarrer Bon. Die Zahl der Heilstätten für Lungenkranke und zwar die für die Volksklassen und weniger Bemittelten ist in Deutschland, in England, in der Schweiz, in Frankreich jetzt eine sehr große, und wenn auch die Resultate der Tieflandsanatorien vielfach überschätzt worden sind, weil gerade dabei der wichtige klimatische Faktor oft geflissentlich als unwichtig nicht berücksichtigt wurde, so ist der Segen, der aus diesen Wohlfahrtsanstalten großen Stiles fließt, ein nicht hoch genug einzuschätzender. Vor allem wird der Lungenkranke in diesen Sanatorien erzogen zur Reinlichkeit, zur Beobachtung der notwendigen Vorsichtsmaßregeln, und diese erzogenen Patienten wirken dann auch nach der Heimkehr als Beispiel für ihre Umgebung weiter. Während nun Deutschland durch die Sanatorien großzügig vorging und dabei hauptsächlich die heilbaren Fälle in Angriff nahm, ist England das erste Land gewesen, das Spitäler für schwerkrank Tuberkulöse erstellte. Schon 1840 wurde in London das Brompton Hospital for Consumption gegründet, eine Musteranstalt, und es folgten dort andere solche Tuberkulose-Hospitäler, wie z. B. das vorbildliche Victoria-Consumptive-Hospital in Edinburgh. Durch die Errichtung solcher Spitäler wurde schon früh darauf gedrungen, Schwerkranken von ihrer gefundenen Umgebung zu isolieren, und die Wichtigkeit dieser Maßregel ist nun auch auf dem Kontinent erkannt worden: man bestrebt sich gerade wieder in Deutschland, Isolierspitäler oder Isolierhäuser innert eines bestehenden Spitals zu errichten.

Im Anschluß an diese Ausführungen, die zeigen, wie von Seiten des Staates gegen eine weitere Ausbreitung der Tuberkulose vorgegangen wird und vorgegangen werden muß, möchte ich doch noch mit einigen Worten sagen, daß man daraus nicht folgern soll, daß der tuberkulös Erkrankte von vornherein wie ein Pestfranzer oder Aussätziger gescheint und aus der Gesellschaft ausgestoßen werden müsse. Es wird die Ansteckungsgefahr von Seiten der Tuberkulösen einmal sicherlich unter-

schätzt, namentlich inbezug auf Reinlichkeit, inbezug auf die Grundsätze der allgemeinen Körperpflege und die einfachsten Regeln der Gesundheitspflege, vor allem in den Schichten der unteren Volksschichten. Darum muß der Staat in der geschilderten Weise auftreten. Auf der andern Seite ist aber auch die Furcht vor Ansteckung eine viel zu groÙe, und ich möchte auch hier wieder betonen, daß der reinliche Tuberkulöse keine Gefahr für seine Umgebung bildet. Eine Infektionsgefahr erwächst dann, wenn derbazillenhaltige Auswurf eintretet und dadurch die Bazillen in die Einatmungsluft gelangen können, was beim Auspucken auf den Boden, ins Taschentuch, durch das Bechern der Kleider mit Auswurf der Fall ist. Auf diese Gefahr muß immer wieder hingewiesen werden; aber ebenso muß auch immer wieder ausgesprochen und gelehrt werden, daß der reinliche Lungenkranke, der mit seinem Auswurf sorgfältig umgeht, ihn nur in Behälter mit Wasser leert und dafür sorgt, daß er unschädlich gemacht wird, kein gemeingefährlicher Mensch ist. Der disziplinierte Lungenkranke darf ruhig in der menschlichen Gesellschaft seinen Platz behalten, auch in der Familie. Es muß aber, gerade um den Lungenkranken diszipliniert zu machen, immer wieder auf die Gefahr durch unachtsames Auspucken hingewiesen werden. Das ist nun gerade wieder ein Punkt, wo die Fürsorgestellen, die Heilstätten segensreich einwirken. Eine solche Schulung und Disziplinierung sollen auch die Gäste eines Kurortes durchmachen. Es ist deshalb auch in solchen Kurorten, wie Arosa, Davos usw., weniger Ansteckungsgefahr in Wahrheit für die Allgemeinheit vorhanden als an anderen Orten, wenn man bedenkt, daß ungefähr jeder dritte Mensch lungentuberkulös ist, und wenn man weiter bedenkt, wie sorglos, achtlos von den nicht bewußt Lungenkranke ausgehustet, ausgesputzt wird. Wenn man die altväterischen Sägemehlspucknapfe und Sandkisten in Betracht zieht, die jetzt noch in den Städten, ja sogar in Großstädten in öffentlichen Gebäuden und in den Häusern der großen Mehrzahl der Bevölkerung sich finden, wenn man an die vielen Hunderte und Tausende von Gasthäusern und Herbergen denkt, wo hustende Lungenkranke unachtsam sind, weil sie nicht wissen, daß sie krank sind und daß sie aufpassen müssen, dann muß man sich doch sagen, daß an solchen Orten, wo dann die bewohnten Zimmer nicht desinfiziert werden, wo jeden Tag wieder ein anderer Mensch hineinkommt, die Ansteckungsgefahr für groß und klein eine größere ist als in unsfern in dieser Hinsicht so oft mit Unrecht geschmähten Lungencurorten. Eine Gefahr besteht auch in den Schlafwagen, überhaupt in den Eisenbahnwagen und Postkutschen, wenn diese nicht desinfiziert oder wenigstens gereinigt werden. Erst neulich hat Schwalbe in Berlin darauf aufmerksam gemacht, wie in den meisten Gasthäusern und Hotels die Wolldecken der Betten häufig monateweise auf den Gesichtern der verschiedensten Hotelinsassen während der Nacht liegen und von manchen der Gäste angehustet werden. Diese Wolldecken sollten gewechselt werden, in leicht zu waschende, wenn nötig täglich zu wechselnde Leintücher eingeschlossen sein (wie die besseren Hotels dies ohne weiteres tun). Aus solchen schmutzigen Wolldecken können dann Staub und Schmutz und Ansteckungsstoffe aufgeatmet werden. Die Gastrauhygiene bedarf noch großer Förderung.

(Fortsetzung folgt).

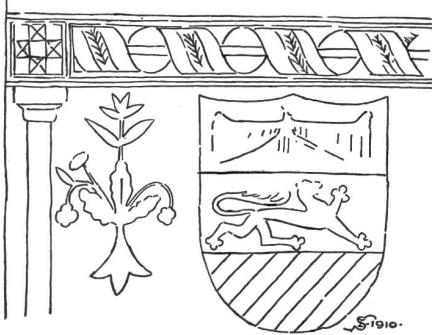
Dramatische Rundschau XI.

Die letzten Monate der Winterspielzeit (bis Ende April) standen beim Zürcher Stadttheater im Zeichen des *Gästspiels*, das immer in dieser Periode, aber selten so üppig gepflegt wurde. Noch vor dem „Rosenkavalier“ kam Agnes Sorma, die Langersehnte, zu uns. In den „Gespenstern“ arbeitete sie vor allem den Punkt heraus, wo die schwerge-

prüfte Mutter ihre Schuld als Gattin einsieht (daß sie nämlich ihrem Mann ein freudloses Leben bereitete!); sie dementierte aber diesen an sich trefflichen Akzent durch ihr ganzes übriges Spiel: ihre Frau Alwing war noch im grauen Haar von einer so bestrickenden Liebenswürdigkeit, daß niemand glauben konnte, sie habe sie in der Jugend unter pedantischen Manieren



Datürliche Eishöhle im Trifflgletscher.
Durch photographischer Aufnahme von August Rupp.



Denkmäler des Geschlechtes Nusca Abb. 1.

verborgen gehalten. Weit einheitlicher und überzeugender wirkte ihre Nora, in der sie am Schluss das Problematische aufs schärfste betonte: nicht als siegende Frauenrehtlerin, sondern als irrende,

siognomie und Erscheinung zur klassischen Heroine wie geschaffen, gab dem Zuschauer wieder einmal das Rätsel auf, warum doch Künstler gerade darin sich auszeichnen wollen, wofür sie am wenigsten natürliche Eignung besitzen; auch machte sie eine Ausnahme von andern Stars insofern, als die sie begleitenden Schauspieler keineswegs immer nur

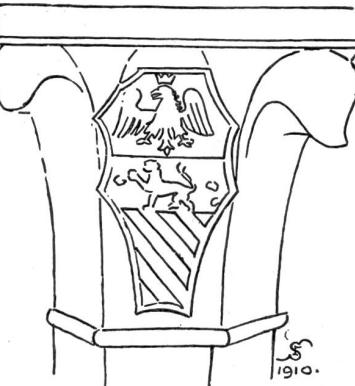
in der Weise von ihrer Directrice abstachen, wie man das sonst gewohnt ist. Ein Leo pold

Denkmäler des Geschlechtes Nusca Abb. 2.
Thurner-Ensemble, das Dialektstücke bot (Anzengruber, Thoma), folgte in dieser Hinsicht schon eher den herkömmlichen Bahnen. Was alles solche Reisegesellschaften als Schauspielkunst verschleißen!

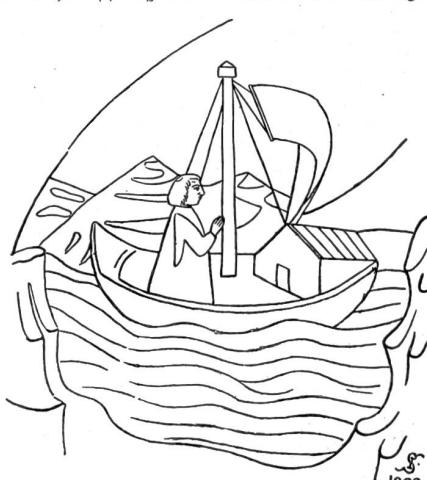
Neben diesen Gastspielen war verhältnismäßig nur wenig an eigenen Leistungen unserer Bühnen zu notieren. Die Oper brachte falls fein instrumentiertes „Puppenmädel“, das wenigstens eine Szene von durchschlägender Wirkung enthält (eine spanische Tänzerin tanzt einen Lebemann auf unzweideutig symbolische Weise fast zu Tode!). Erwähnung verdient eine gut vorbereitete Aufführung von Verdis selten gehörtem „Don Carlos“, in der mehrere Künstler das Jubiläum langjährigen Wirkens feierten. Einem ähnlichen Urlaub verdankte Anzengrubers „Doppelselbstmord“ seine Aufnahme ins Repertoire des Schauspiels. Der Versuch, Shakespeares „Richard III.“ auf die Relieftafel zu versetzen, scheint mir im wesentlichen mißlungen zu sein; die Strenge des Rahmens, die bei der Hygestragödie das Gedankliche als eigentlichen Kern hervortreten ließ, paßt

Denkmäler des Geschlechtes Nusca Abb. 3.

nicht für dieses in der sinnlichen Mannigfaltigkeit des Lebens wurzelnde Drama. Von „Stücken, welche nichts bedeuten“ seien genannt „Der Feldherrnhügel“ und „Das Prinzen“. Erst als das große Haus seine Pforten schloß, wurde die Haltung unseres Schauspiels literarischer: in den beiden Monaten Mai und Juni der Sommerspielzeit auf der Pfauenbühne holte man allerlei Versäumtes nach. Nonnenbruch „Soldaten inspiel“ ist ein tüchtiges Theaterstück; indessen hat der Verfasser das Schicksal des Reiterten, der nach mißglückter Fahnenflucht seinen Peiniger erschlägt, nicht zu dichterischem Eigenwert emporzuheben vermocht. Von dem Holländer Frederic van Eeden bekamen wir „Ysbrand“ zu sehen: daß Ysbrand, der mit den Blumen und Wollen lebt und andern unvernehmbare Musik hört, nicht nur ein mystischer Mensch ist, sondern, wie die Ereignisse lehren, wirklich zu den Irrenhauskandidaten zählt, das läßt die wohl beabsichtigte Wirkung eines Naturdichter-Märtyrerthums bloß partiell aufflommen; dramatisch wirksam ist die



Denkmäler des Geschlechtes Nusca Abb. 3.



Denkmäler des Geschlechtes Nusca Abb. 4.

suchendes junges Weib, über das ein trübes Leben schon zum voraus seine Schatten wirft, trat sie über die häusliche Schwelle. In der einst vielgespielten „Monna Vanna“, diesem teilweise kulturhistorisch ebenso fragwürdigen, wie poetisch feinen Stück, schien sie mir in der Titelrolle von allzu gewollter Naivität; auch versagte sie im Doppelspiel des letzten Alters. Albert Bassermann war für Zürich kein Unbekannter, und doch erschien er diesmal als ein Neuer. Seinen Biegler in Sudermanns „Stein unter Steinen“ kannten wir, und sein Konsul Bernick zeigte die Feinheit der Psychologie, die seinem Ruf als Ibsenspieler entsprach — aber die Pforten der großen Kunst sprengte er auf mit seinem Othello. Wie er diese Gestalt mit einer modernen Seele erfüllte und dabei doch dem Dichter gab, was des Dichters ist: das war eine Tat, durch die sich der Künstler würdig erwies, den Ring Iflands am Finger zu tragen. Johanna Terwin ist an unserer Bühne geworden; mehr denn als Fräulein Josette, und als Nora wirkte sie als Hilde Wangel im „Baumeister Solnēß“. Albert Steinrück, ihr Partner vom Münchner Hoftheater, spielte den Solnēß: neben dieser unterseiteten Kraftgestalt, in der alles Erleben zum zehrenden, nach innen gerichteten Problem wird, strahlte die unabdinglichfordernde Begehrlichkeit der Jugend nur um so heiter. Das Künstlerpaar, das sich nach dem Geschehe der Gegenseitlichkeit gefunden zu haben scheint, verkörperte diese Alterstragödie Ibsens (bitte, kein Alterswerk!) in seltener Weise; man erlebte mit, was es auf sich hat, wenn die junge Generation an die Türe klopft und einem nachweist, daß man nicht so hoch steigen kann (in Wirklichkeit), als man baute (in Gedanken). Auch in der Oper gab's ein Wiedersehen: Herr Merterter Mer und Frau Schabbel-Zoder beschworen in einer „Tristan“-Aufführung ein Stück guter alter Zeit unserer Bühne herauf. Daß auch diese Künstler in der stattlichen Reihe der diesjährigen Gäste „einst unser“ waren, darf uns mit gerechtem Stolz erfüllen. Zu verzeihen sind außerdem die Gastspiele zweier Truppen. Vom Ibsen-Ensemble Marianne Rehoff sah ich nur „Nossenholm“. Es war ein Abklatsch des guten Ibsenstils, wie ihn Direktor Brahms in Berlin pflegt: lange Pausen, aber in den Worten das alte Pathos. Frau Rehoff selbst, in Phys-

Umgebung des „Helden“, seine engere und weitere Familie, die in ihrem gemeinen Benehmen gegenüber dem Kranken mit satirischer Schärfe gezeichnet ist. Daz Frank Wedeck's „Hilda“ zu jenen problematischen Stücken gehört, die uns keinen reinen Eindruck hinterlassen und doch etwas Incommensurables, Fesselndes in sich tragen, bestätigte sich bei unserer Aufführung aufs neue; mit gemischten Gefühlen begleitete man den fanatischen Schönheitsapostel bis zu dem Punkt, da er (mit dem unvergleichlichen Worte: „Zum Einseifen ist keine Zeit mehr!“) den Strick wählt, um einem Engagement als dummer August zu entgehen. Die „Spiele Ihrer Exzellenz“ von Feuer und Staub, die in Russland vor sich gehen, verleugnen in der Gemeinheit der Weltanschauung die östliche Herkunft nicht: in Budapest mag man entzückt sein, wenn eine Fürstin für den anarchistischen Mörder ihres Gatten und bald darauf überhaupt für die Propaganda der Tat schwärmt, um zuletzt einem Grafen, den sie noch eben als einen vom Komitee zum Tode Verurteilten selbst erschießen wollte, mit dem Vorbehalt in die Arme zu fallen, daß dem edlen Mörder immerhin ihre Seele gehöre — worauf der saubere Graf das Stück mit den Worten schließt: „Die Seele — die mag er haben!“ Erfreulicher wirkte die Szenen-

folge aus Schnitzlers „Anatol“; einzig war zu bedauern, daß Otto Brahm in Berlin den Einfall haben mußte, diese seit vielen Jahren in Buchform vorliegenden Dialog-Kleinodien auf die Bühne zu bringen, statt daß wir unsere Theaterleitung für diese Initiative beloben dürfen. Sehr harmlos und artig wirkte „Das kleine Schokoladenmädchen“ französischer Herkunft.

Gegen Ende der Saison erschien wieder — via Bern — Alexandre Moissi und spielte neben dem Franz Moor den „Herrn Baron“ in Thaddäus Rittner's Don Juan-Drama „Unterwegs“. Über das Stück mit seinen weichen Donau-Liebestümern ist kein Wort zu verlieren; über den Künstler ist bereits alles gesagt. Nur eines: wenn er die im Sturm eroberte Kunst unseres Publikums im Handumdrehen verlieren will, so muß er das nächste Mal wieder eine solche Novität mitbringen...

Für die nächste Saison wagen wir einen Wunsch: man möge das Pfauentheaterpremierenpublikum nicht wieder bis in den Sommer hinein warten lassen, bis seine Saison beginnt. Der Wille zur eigenen Wertung ist da; man gebe ihm Material, an dem er sich betätigen kann!

Ronrad Falke, Zürich.

Denkmäler des Geschlechtes Rusca.

Mit vier Skizzen des Verfassers.

Es gibt wohl kaum einen Schweizerkanton, der soviel Reminiszenzen an eine einzige Familie aufweist wie der Tessin. Auf Schritt und Tritt begegnet man den Denkmälern des einst mächtigen, reichen, weitverzweigten und weiterum begüterten Geschlechtes der Rusca. In Staat und Kirche haben Glieder dieser Familie eine Rolle gespielt, und in keinem Katalog eines tessinischen Stiftes fehlt dieser Name.

Erfreulicherweise sind die künstlerischen Monumente, die von den Rusca ausgegangen sind oder sich an ihr Geschlecht knüpfen, noch recht zahlreich. Schon J. N. Rahn reproduziert zweimal ihr Wappen in seiner Tessiner Kunstdokumentation. Seither haben sich noch weitere heraldische Denkmäler gefunden; das schönste, ein mustergültiges Bruchstück, findet sich im Fußboden der Blasiuskirche zu Navechia, südlich Bellinzona. Auf einer quadratischen Marmortafel ist in kräftigem Relief der Schild der Rusca mit dem Adler, dem Löwen und den vier Schrägbalken ausgehauen (s. Abb. 1). Die Grabplatte ist so schön, daß sie sollte abgeformt werden, bevor sie stärker verschliffen ist; ein Abguß aber sollte in keinem Kunstmuseum fehlen. Ein weiterer Wappenstein des Geschlechtes findet sich in dem Freskenzyklus der Casa Butogno zu Cazzanate; er dürfte etwa im Jahr 1480 entstanden sein. Ein wenig später zu datieren ist der

Holzschild an einem Kapitell des Hotel Suisse in Lugano (s. Abb. 2). Nach italienischer Sitte hat der Hausbesitzer an dieser Stelle den Wappenstein seines Geschlechts anbringen lassen; viele Beispiele für diesen Brauch findet man in Mailand, Varese, Como, Domodossola, Locarno, Lugano, Cazzanate. Aber noch ein anderes Denkmal der Vorzeit bewahrt dasselbe Gasthaus in Lugano: wir meinen ein steinernes Baufragment mit einem in Relief gebildeten Frauenkopf (s. Abb. 3). Es scheint sich um den Teil eines Kaminsturzes und um das Bildnis der einstigen Hauseigentümerin, vermutlich einer Rusca, zu handeln. Das charakteristische Profil ist sehr wohl erhalten; eine perlengeschmückte Haube bedeckt den Kopf, und eine Perlchnur hängt um den Hals. Voran an der Brust sind Reste eines Gegenstandes zu erkennen, der wahrscheinlich als Blume zu deuten ist. In jedem Fall haben wir es mit einem wertvollen Porträtkopf aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu tun. Ein weiteres Denkmal des Hauses Rusca findet sich zu Bironico (s. Abb. 4): es zeigt den knienden Stifter des Freskenbildes, wie er in Sturmestnot auf dem Lagonersee zur heiligen Familie betet. Das Gemälde, im fünfzehnten Jahrhundert entstanden, ist interessant, weil es uns mit der Gestalt eines Seeschiffes aus jener Zeit bekannt macht.

E. A. S.

Ein Gletscherwunder.

Zu der umstehenden Kunstbühne nach photographischer Selbstaufnahme des Verfassers.

Weit hinter dem obersten Teile des Rhonegletschers, wo jenseits des Felsenkamms der Triftlimmi der Triftgletscher sich hinabzieht gegen das Tal des Sittenpasses, dort liegt die idyllische Windegg im Schmuck ihrer prächtigen Arven. Als ein mächtiger Ausläufer des Stožigrates am Mähnenhorn schiebt sich ihre eisumbrandete Felsenhalbinsel dräuend, Ausgang verwehrend in die Flanke des Gletschers. Die vom S. A. C. gepachtete Windeghütte erreicht der vom freundlichen Innertkirchen kommende Bergwanderer in etwa vier Stunden, in 1941 Meter Höhe. Nach kurzer Rast steigt er meist noch gleichen Tages zur Thalihütte (2515 Meter) hinauf, die unter günstigeren Verhältnissen Unterkunft für Bergfahrten im herrlichen Triftgebiet gewährt. Ein wenig links der Stelle, da man gewöhnlich aus den Windeggfelsen steigend den Triftgletscher betrifft, dort fand sich letzte Herbst-eine Zeit lang eine prächtige natürliche Eishöhle. Langgestreckt zog sie sich im Gleithor hin, gleichlaufend dem Gletscherrande am nordöstlichen Felsenhang der Windegg, in etwa 6–10 Meter Entfernung, bei einer Länge von etwas über 100 Meter. Bald breiter oder schmäler werdend, höher oder niedriger, immer

aber in den herrlichsten Tönungen vom lautersten Grün bis zum dunkelsten Blau. An einer Stelle, hoch im Gewölbe ließ eine breite niedre Öffnung nur spärliches Tageslicht ein. Der Boden war bedeckt von Felsblöcken und Steinen, bis zum feinsten Gletscherschlamm. In einer großen Nische der Wölbung ragte altartig eine Eisbank auf, im Bilde seittlich gesehen, als Hügel erkennbar, über und über bedeckt mit gleichmäßiger Kruste angefrorener Steine und Steinchen. Nur kurzen Aufenthalt gestattete die eisige Kälte, die ringsum das Gewölbe ausstrahlte. Bloß ein leises Rieeln und Tropfen, ein gedämpftes Rauschen und der Sturz schwerer Steine unterbrachen die Stille des einsamen Ortes, Zeugnis gebend von dem steten Werden und Vergehen, dem endlosen Kreislauf einer rastlos schaffenden Natur. Als ich so den wundersamen Raum staunenden Auges durchmaß, kam mir eine Strophe in Erinnerung aus Frieda Schanz' alpiner Dichtung „Die Bergfee“:

„Sie zeigte mir, wo die Ströme entquellen,
Sie wies mir Hallen voll Glanz und Licht...“
August Rupp, Saarbrücken.